Auf und nieder.

Roman von **Ludwig Habicht.**

(13. Fortsetzung.)

Diese hatten denn auch, während der Leichnam noch im Hause lag, vermittelst der Schlüssel, die sie unter seinem Kopfkissen hervorgezogen, sich an die Durchsuchung des von dem Alten stets sorgfältig unter Verschluß gehaltenen Geldschranks gemacht. Er verdiente im eigentlichen Sinne des Wortes diesen Namen nicht, denn es befand sich darin nur wenig baares Geld und kein Werthpapier, dagegen ein ganz genaues Verzeichniß der Aktien, Pfandbriefe und Hypotheken, die sämmtlich auf der Reichsbank lagen. So sparsam, ja geizig der Alte gewesen war, hatte er doch die Ausgabe für die dafür zu zahlenden Gebühren nicht gescheut, um gegen Diebes- und Feuersgefahr gesichert zu sein. Auch der Werth der Häuser war genau angegeben, ebenso wie die dafür eingehenden Miethen. Es war so ordentlich und übersichtlich Buch geführt, wie es dem alten, ungebildeten Manne eigentlich gar nicht zuzutrauen gewesen.

Der Baumeister, der mit den Schwestern zusammen die Aufnahme machte, konnte denn auch nicht umhin, seine Anerkennung dafür auszusprechen und fragte Alma nur noch: „Ein Testament hat er wohl nicht gemacht? Der Schein über die Hinterlegung und eine Abschrift müßten sich doch sonst wohl finden."

„Ach, wo denkst Du hin!" erwiderte sie, „er mochte ja gar nicht an den Tod erinnert werden. Und wozu hätte er denn ein Testament machen sollen? An Kirchen, Vereine, Stiftungen etwas geben, davon hielt er nichts. Wir Töchter sind seine Erben und theilen, damit basta."

„Oho!" schrie Rosa auf, „so haben wir denn doch nicht gewettet. Seit ich verheirathet bin, hab' ich nicht einen Pfennig vom Vater bekommen, und Dich hat er bis jetzt ernährt und gekleidet; das muß Dir angerechnet werden, da kommt für mich noch ein hübsches Sümmchen heraus."

„Und Deine Ausstattung und die Wohnung, die ihr in der Eisenacherstraße habt! Eure Etage ist doppelt so viel werth, als ihr dafür bezahlt!" schrie Alma aufspringend. „Ich wollte nichts sagen und die Geschichte gerade sein lassen, aber wenn Du mir so kommst, dann bestehe ich auf meinem Recht, und wenn ich klagen soll, dann wollen wir doch einmal sehen, wer dem anderen herauszugeben hat."

Wieder entbrannte der Streit, sehr zum Verdruß des Baumeisters, der gern alles Aufsehen vermieden hätte und immer fürchtete, Alma könne mit Anschuldigungen hervortreten, die sehr unangenehme Folgen haben konnten.

Glücklicherweise wurde dem Auftritt durch die Ankunft einer Verkäuferin aus dem Gerstel'schen Trauermagazin ein Ende gemacht. In rührender Uebereinstimmung hatten die feindlichen Schwestern sogleich dorthin geschickt, und sie wählten nun unter den mitgebrachten und ihnen zur Auswahl vorgelegten Stoffen. Es gewährte ihnen ein großes Vergnügen, ohne jede Rücksicht auf die Kosten kaufen zu können, was ihnen behagte, und sie suchten das Eleganteste und Theuerste aus.

Nachdem dies geschehen, drang Fritz Böster darauf, daß seine Frau mit ihm nach Hause zurückkehre. „Ich lasse Dich nun auf keinen Fall mehr hier, meine liebe Rosa," sagte er in Gegenwart des Dienstmädchens, des Portiers und anderer Leute, die zur Besorgung der Leiche ins Haus gekommen waren, in zärtlichem Tone und mit der ernsten, gehaltenen Miene, unter der er nur mühsam seine Freude verbarg, „Du regst Dich viel zu sehr auf, ich wünsche jetzt, daß Du ruhst, es stehen uns ja noch recht schwere Stunden bevor."

Sie widerstrebte ihm nicht; hatte sie ja nun kein Interesse mehr daran, sich in der Wohnung in der Tauenzienstraße aufzuhalten, da ihr an den dort vorhandenen Sachen wenig gelegen war, und Alma davon auch nicht sofort etwas bei Seite schaffen konnte.

Als Fritz Böster sich mit seiner Frau allein sah, sagte er ernst: „Hüte Dich vor jedem Zank mit Alma, das könnte sonst böse Folgen haben. Das beste wird sein, Du vermeidest so viel wie möglich jedes Zusammentreffen mit ihr und gibst mir für die Auseinandersetzung Generalvollmacht."

„Damit Du mich beschwindelst!" gab sie zur Antwort, worauf der Baumeister nur die Achseln zuckte und erwiderte:

„Thue, was Du nicht lassen kannst. Uebrigens scheinst Du vergessen zu haben, daß wir in Gütergemeinschaft leben."

20.

Die Bestattung des alten Millionärs fand unter geringer Betheiligung statt; er hatte keine Freunde besessen, und die Leute, mit denen er im geschäftlichen Verkehr gestanden, waren dadurch nicht veranlaßt worden, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Nur der Bankier Böster mit seiner Frau, die Familie Schramm und auch Herr und Frau Consul Gundlach waren erschienen, obgleich letztere trotz der nahen Verwandtschaft sonst keinen Verkehr mit dem Baumeister unterhielten; sahen doch auch Gustav Schramm und Alberta den Bruder und die Schwägerin nur selten.

„Ich komme zu Dir, Vater, sobald Du von der Börse zurück bist," flüsterte Fritz Böster dem Bankier zu, „ich habe viel mit Dir zu besprechen und führe am liebsten sogleich mit Dir, muß aber erst meine Frau nach Hause bringen." Er deutete dabei mit den Augen auf Rosa, die gleich ihrer Schwester eine Trauertoilette von ausgesuchter Eleganz trug und jetzt, in den Armen ihrer Schwiegermutter liegend, laut schluchzte, während Alma der Trauerfeierlichkeit recht gleichgültig beigewohnt hatte.

Einige Stunden später stellte sich denn auch der Baumeister bei seinem Vater ein, der ihn in seinem Privatcomptoir schon erwartete.

„Es wird Dich doch interessiren, Vater, wie sich der Nachlaß meines Schwiegervaters herausgestellt hat," begann er und nahm auf einem Stuhl neben dem Schreibtisch des Bankiers Platz. „Du erlaubst!" fügte er hinzu, griff nach einer in seinem Bereiche stehenden Schale mit Cigarren, zündete eine davon an und sagte, die ersten Züge thuend: „Ich bin heute noch nicht dazu gekommen, eine Cigarre zu rauchen. Aber nimmst Du nicht auch eine?"

„Nein," entgegnete der Bankier, „ich habe mir das Rauchen fast ganz abgewöhnt, der Tabak schmeckt mir so wenig wie Essen und Trinken."

„So bist Du krank!" rief der Baumeister und schaute besorgt in das verfallene Gesicht und auf das ganz weiß gewordene Haar des Vaters. „Du solltest einen Arzt zu Rathe ziehen."

„Ach, nicht doch, mir fehlt nichts, es ist das herannahende Alter, und dagegen ist kein Kraut gewachsen," wehrte der Bankier mit sichtlicher Ungeduld ab. „Lassen wir das, Du wolltest mir ja von Deiner Erbschafts-Angelegenheit erzählen."

„Ja, Vater, ich hätte eigentlich gedacht, der Alte wäre noch reicher, aber es verlohnt sich doch. An barem Gelde, das heißt in guten Werthen, sind sechs Millionen vorhanden, und die Häuser betragen auch noch eine Million."

„Alle Wetter!" fuhr der Bankier auf, „und das scheint Dir noch nicht genug? Da bist Du ja jetzt ebenso reich wie der Consul Gundlach."

„Der hat mehr," entgegnete Fritz, „aber ich bin auch so zufrieden. Nun wollen wir miteinander berathen, wie das Geld am besten angelegt wird. Die Häuser müssen wir vorläufig mit Alma zusammen behalten, bis sie sich nach und nach gut verkaufen lassen; eine Million nehme ich ins Geschäft, mehr brauche ich nicht, und die beiden anderen —"

„Würde ich Dir rathen, in den guten Papieren, in denen Dein Schwiegervater sie angelegt hat, zu belassen!" fiel ihm sein Vater ins Wort.

Fritz riß die Augen weit auf. „Aber Vater, das kann doch Dein Ernst nicht sein! Nein, nein, das Geld soll ordentlich arbeiten, und Du und die Mutter und auch Alberta, ihr sollt ebenfalls etwas davon haben. Ich gebe Dir zwei Millionen ins Geschäft, Du kannst Dich jetzt zu einem der ersten Bankiers aufschwingen. Du sicherst mir einen Gewinnantheil, und im übrigen kommt mir, was Du damit erwirbst, ja auch einmal zu gute."

Er sprach noch weiter fort und bemerkte in seiner freudigen Erregung zuerst gar nicht, daß der Vater das großartige Anerbieten recht kühl aufnahm. Endlich fiel es ihm aber doch auf und er sagte: „Aber Du verhältst Dich ja so gleichgültig, Vater, freust Du Dich denn gar nicht?"

„Doch, doch!" versicherte der Bankier zerstreut, aber sein Aussehen stimmte nicht mit seinen Worten überein.

„Und was sagst Du zu meinem Vorschlag?"

„Ich bin zu alt dazu."

„Warum nicht gar, Vater! Du bist ja noch in den besten Jahren. Ich darf Dir das Geld bringen? Schlag ein!" Er hielt ihm die Hand hin, in die der Vater zögernd die seinige legte.

„Die Werthpapiere sind bei mir jedenfalls gut aufgehoben."

„Nein, nein, Du sollst sie umsetzen und damit Geschäfte machen. Du hast Dir sonst doch oft gewünscht, mit einem recht großen Kapital arbeiten zu können."

„Ja, ja, was man in der Jugend sich wünscht, das hat man im Alter die Fülle!" seufzte der Bankier. „Dann aber kann man's nicht mehr brauchen."

„Vater, Du bist krank, Du mußt einen Arzt zu Rathe ziehen," sagte aufstehend der Baumeister. „Ist die Mutter zu Hause? Ich möchte doch noch einen Augenblick zu ihr gehen."

„Sie erwartet Dich, da ich ihr gesagt habe, daß Du zu mir kommen willst," entgegnete der Vater und Fritz empfahl sich und stieg die Treppe zur elterlichen Wohnung hinauf.

Frau Böster empfing ihn mit offenen Armen und führte ihn sogleich ins Speisezimmer, wo sie einen Imbiß für ihn hatte bereitstellen lassen.

„Iß und trink, Fritz, ich wette, Du hast heute noch nichts Ordentliches zu essen gehabt. Weiß ja, wie es bei solchen Gelegenheiten geht. Die arme Rosa war ganz außer sich und hat gewiß nicht an Speise und Trank gedacht."

Fritz blinzelte seine Mutter an. Hat Rosa wirklich so geschickt geschauspielert und hatten sich auch noch andere Leute dadurch täuschen lassen?

„Ich habe Deiner Frau ein Unrecht abzubitten, hätte sie nicht für so gefühlvoll gehalten und nicht gedacht, daß der Tod ihres Vaters ihr so nahe gehen würde; die Alma dagegen stand kalt und steif wie ein Stock," plauderte Frau Böster weiter, während sie dem Sohn Brötchen mit Butter strich, sie mit geräuchertem Lachs und kaltem Braten belegte und ihm Wein eingoß. „Nun erzähle einmal, wie das mit dem alten Mann so schnell gekommen ist."

Fritz berichtete möglichst kurz den Hergang der Sache; er sprach nicht gern von den Vorgängen beim Tode des Schwiegervaters und erzählte um so eingehender von der glänzenden Erbschaft.

„Ein schönes Geld," sagte Frau Böster schmunzelnd, „da könnt ihr jetzt leben wie die Fürsten, und Rosa braucht sich keinen Wunsch zu versagen. Da wird es auch hoffentlich zwischen euch besser werden."

„Aber Mutter, wer sagt Dir denn, daß es zwischen uns nicht gut ist?" entgegnete unmuthig der Baumeister. Er wollte es nie wahr haben, daß er unglücklich mit seiner Frau lebe und am wenigsten der Mutter gegenüber, die ihn gewarnt hatte.

Aber Frau Böster legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte weich: „Ach, mein lieber Junge, das Mutterauge läßt sich nicht täuschen, ich weiß, wo Dich der Schuh drückt. Wenn ich dagegen Schramms sehe!"

„Na, die sind auch ineinander vernarrt!"

„Ja, und Alberta blüht wie eine Rose, obwohl sie ihre Plage mit den beiden Kindern hat! Aber es sind süße Geschöpfe!"

Fritz trank schnell seinen Wein aus und erhob sich; das Gespräch mit der Mutter hatte eine ihm wenig zusagende Wendung genommen. „Ich muß fort, es gibt noch viel zu besorgen," sagte er und entfernte sich nach kurzem Abschied.

„Er will nicht, daß man ihm auf den Zahn fühlt!" seufzte Frau Böster. „Ach, wenn er doch eine Frau hätte, die weniger Geld besäße und mit der er glücklicher wäre! Und mein Mann wird auch immer düsterer und trauriger. Wenn ich nicht Schramms und ihre Kinder hätte, so gäb's keine Freude mehr für mich!"

— — — — — — — — — — —

Bankier Böster war nach der Entfernung seines Sohnes in sehr gedrückter Stimmung zurückgeblieben.

„Geld, Geld und wieder Geld!" stöhnte er. „Die fünfmalhunderttausend Mark der Gräfin sind da, ich könnte sie mit Leichtigkeit zurückzahlen, aber ich darf es nicht. Ich habe einmal gesagt, daß ich das Depot nicht erhalten habe und muß dabei bleiben. Meine Ehre, die Ehre meiner Kinder wäre ja für immer dahin, wollte ich jetzt bekennen, daß ich gelogen und betrogen habe! Weiter, immer weiter muß ich auf der einmal betretenen Bahn. Es wird mir nichts übrig bleiben, als den falschen Eid zu leisten!"

Er schauderte.

Auch die zweite Instanz hatte auf den Eid erkannt, und wenn jetzt auch die Sache zur weiteren Entscheidung beim Obertribunal schwebte, so war und blieb das doch nur eine Galgenfrist! —

Es klopfte an die Thür. Einer der Angestellten steckte den Kopf herein.

„Herr Böster, es ist ein junger Mann hier, der Sie in einer Privatangelegenheit zu sprechen wünscht."

„Wie heißt er?"

„Er hat den Namen nicht genannt und sieht etwas reducirt aus, ich glaube —"

„Schon gut, lassen Sie ihn nur kommen."

Seit er sich in solchen Gewissensnöthen befand, wies er keinen Bedürftigen von sich und gab mit vollen Händen; es war als bringe er solche Opfer, um seine Schuld abzukaufen.

Der junge Mann entfernte sich, und gleich darauf trat Hedicke ein. Dank einem Vorschuß, den sein Genosse ihm auf den zu erwartenden reichen Gewinn gegeben, hatte er sich etwas besser herausstaffirt, machte aber doch nicht den Eindruck, als ob er zu dem Bankier gekommen sei, um Geld anzulegen. Dieser wandte sich denn auch, ohne sich von seinem Stuhl zu erheben sofort mit der Frage an ihn: „Was haben Sie für ein Anliegen an mich, junger Mann?"

Hedicke sah sich vorsichtig nach allen Seiten um näherte sich dem Bankier um einige Schritte und fragte leise und in recht bescheidenem Ton: „Sind wir hier auch ganz unbelauscht, Herr Böster?"

Immer noch in der Meinung einen Bittsteller vor sich zu haben und von der treuherzigen Miene, die der Bursche zur Schau trug, zu dessen Gunsten eingenommen, erwiderte Böster: „Sie können unbedenklich sprechen; es hört uns hier Niemand. Haben Sie mir denn etwas so Wichtiges anzuvertrauen?"

„Etwas sehr Wichtiges!" antwortete, dem Bankier noch um einen Schritt näher tretend, Hedicke in so eigenthümlichem Ton, daß jener sich von einer unbestimmten Furcht ergriffen fühlte und auffahrend rief: „Wer sind Sie, und was wollen Sie von mir?"

„Sachte, sachte, Herr Böster, schreien Sie nicht so; es ist besser, wenn das, was wir abzumachen haben, unter uns beiden bleibt. Ich heiße Hedicke und war früher Diener beim Herrn Grafen v. Ballerstädt auf Wiesenburg."

Böster erbleichte; der Athem stockte ihm. Wie eine Ahnung drohenden Unheils kam es über ihn.

„Die Gräfin-Tochter hat, wie Sie wissen, Wiesenburg vermiethet," fuhr der Besucher fort, und ist nach der Schweiz gegangen. Ich wurde entlassen und konnte keinen ordentlichen Dienst erlangen, ich bin in Noth gerathen —"

„Und da kommen Sie zu mir und wollen eine Unterstützung von mir haben!" fiel ihm, erleichtert aufathmend, der Bankier ins Wort und griff schon nach der Tasche, um das Portemonnaie hervorzuziehen. „Dazu hätten Sie einer so langen Vorrede gar nicht bedurft."

„Ach nein, Herr Böster, so verhält sich die Sache doch nicht, ich bin kein Bettler."

„Aber was wollen Sie denn von mir?" unterbrach ihn Böster ungeduldig, „so rücken Sie doch endlich mit der Sprache heraus."

„Ich — möchte Ihnen etwas zum Kaufe anbieten, das ich gefunden habe!"

Böster fühlte sich abermals von einer bangen Ahnung ergriffen, das Herz stand ihm still, es war ihm, als müsse ihm die Zunge den Dienst versagen. Sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischend, sagte er: „Sie befinden sich im Irrthum; wenn Sie Geld oder Edelsteine zu verkaufen haben, müssen Sie zum Juwelier und nicht zum Bankier gehen. Doch warne ich Sie, gefundene Gegenstände —"

„Ach nein, Herr Böster," unterbrach ihn Hedicke, „es ist kein Schmuckstück, sondern ein Papier."

„Und das soll ich Ihnen abkaufen?" rief entrüstet der Bankier, in der Meinung, es handle sich um eine Aktie oder um irgend ein anderes Werthpapier; „nein, mein Bester, das thue ich nicht. Wenn Sie sich einer Fundunterschlagung schuldig machen, so will ich nicht der Hehler sein."

„Ach, mein Gott, es unterschlägt mancher," erwiderte Hedicke spöttisch. „Sehen Sie sich nur mein Papier erst an, dann werden Sie vielleicht anderer Meinung." Er hatte, während er dies sagte, eine in ein rothes Tuch gewickelte Brieftasche hervorgezogen, öffnete sie umständlich und hielt dem Bankier ein Papier, das er derselben entnommen, triumphirend unter die Augen.

Mit einem halbunterdrückten Aufschrei fuhr Böster zurück. Der Mensch hielt den von ihm ausgestellten Depotschein über die vom Grafen Ballerstädt deponirten fünfhunderttausend Mark in der Hand.

War das ein böser Traum? War es ein Blendwerk?

Nein, es war Wirklichkeit, furchtbare Wirklichkeit! Und Böster sank kraftlos in sich zusammen; er sah ein, daß er in der Gewalt dieses Burschen war.

„Fahren Sie fort," sagte er tonlos.

Hedicke trat noch näher. „Herr Böster, ich bin nicht als Feind zu Ihnen gekommen; hätte mit dem Schein doch auch zur Gräfin oder zum Regierungsrath von Boltenstern gehen können—"

„Warum haben Sie's nicht gethan?"

„Ha, ha!" lachte Hedicke verschmitzt, „mocht's denen nicht gern sagen, wo ich ihn her habe."

„Und woher haben Sie ihn."

„Na, Ihnen kann ich's ja erzählen, wir verrathen einander nicht," sagte der Bursche mit einer Vertraulichkeit, die Böster in die Seele schnitt; es war ihm, als würde er in diesem Augenblicke mit einem Verbrecher an dieselbe Kette geschmiedet.

Hedicke berichtete ohne Umstände von seinem nächtlichen Einbruch in die Gruft der Grafen v. Ballerstädt, hütete sich aber wohl, dabei zu erwähnen, daß er noch einen Gefährten gehabt habe. Zwischen ihm und Glaser war ausgemacht worden, daß letzterer bei dem ganzen Handel im Hintergrunde bleiben solle.

„Nun, Herr Böster, was wollen Sie mir für den Schein geben?" schloß er. „Ich bin nicht unbescheiden, aber leben und leben lassen! Ich bin arm."

Böster überlegte. Er durfte den Schein in keinem Falle in andere Hände kommen lassen. Es blieb nichts übrig, er mußte auch diesen Schritt noch vorwärts thun auf der Bahn der Schmach, und mit dem Leichenräuber paktiren. „Was wollen Sie für den Schein haben?" fragte er so leise, als scheue er sich vor dem Ton seiner eigenen Stimme.

„Herr Böster, ich bin ein armer Teufel und möchte nicht unbescheiden sein. Wollten Sie nicht lieber bestimmen?"

„Nein. Nennen Sie Ihren Preis."

„Na, denn zehntausend Mark. Ich denke, das wird Ihnen nicht zuviel sein."

Böster riß die Augen weit auf. Er glaubte nicht recht gehört zu haben. Sollte der Mensch so gar nicht zu beurtheilen verstehen, welchen Werth der Schein für ihn besaß? Er hatte sich auf eine mindestens das Zehnfache betragende Forderung gefaßt gemacht.

„Herr Böster, ich kann's wirklich nicht billiger thun," sagte Hedicke, der dem Zögern des Bankiers eine andere Deutung geben mochte. „Bedenken Sie, was ich riskirt habe, um den Schein zu bekommen, und noch riskire; man kann nie wissen, wie der Böse sein Spiel hat. Ich möchte morgen nach Hamburg und mit dem ersten Schiff, das aus dem Hafen fährt, nach Amerika; wenn ich da zum Anfang zehntausend Mark habe, kann ich's noch zu was bringen."

Der Bankier athmete auf. Nach Amerika wollte der Mensch morgen schon! Das erleichterte ihm die Sache sehr. „Sie sollen die zehntausend Mark haben," sagte er nach kurzem Ueberlegen, „und auf die paar Hundert Mark, die die Ueberfahrt kostet, soll es mir auch nicht ankommen; aber —"

„Na, was denn noch?" fragte Hedicke, der schon über das ganze Gesicht geschmunzelt hatte, verdrießlich.

„Ich kann Ihnen das Geld nicht augenblicklich geben; ich habe eine solche Summe nicht hier im Schrank liegen, und Sie werden begreifen, daß ich nicht sofort an die Kasse gehen kann, um sie zu holen. Wollen Sie einen Check auf ein Haus in New York?"

„Nein, Herr Böster, ich möchte lieber baares Geld," antwortete Hedicke, der gar nicht daran dachte, Berlin zu verlassen und sich auch mit seinem Genossen noch auseinanderzusetzen hatte. „Was machen wir denn da?"

Böster sann ein paar Minuten nach. „Ich möchte nicht gern, daß Sie noch einmal nach dem Comptoir kämen, um es zu holen, und auch oben in meiner Wohnung könnte es auffallen. Wissen Sie nicht ein Restaurant, wo wir uns unbemerkt treffen könnten?"

„Ach ja, in der „Schützenliesel" am Karlsbad; da trifft man nie eine Katze; der Wirth wird nächstens Pleite anmelden."

„Gut, heute Abend acht Uhr. Ich bringe Ihnen das Geld, und Sie bringen den Schein."

„Schön, Herr Böster."

„Also heute Abend punkt acht Uhr; ich werde Ihnen zehntausend Mark bringen und hier haben Sie eine Anweisung auf fünfzig Mark, die lassen Sie sich gleich an der Kasse auszahlen, damit man im Comptoir eine Erklärung für unsere lange Unterredung hat." Er schrieb die Anweisung, auf der er bemerkte: „Auf das Unterstützungsconto," reichte sie Hedicke, und dieser entfernte sich mit vielen Danksagungen.

Nach dem Weggange des Burschen blieb Böster noch einige Augenblicke regungslos in seinem Sessel sitzen. Hatte er klug gethan, sich in die Hände dieses Menschen zu geben? Wäre es nicht das beste gewesen, jetzt lieber seine Schuld zu bekennen und alle Schmach für seine unehrliche Handlung auf sich zu nehmen, als sich immer tiefer in Schuld zu verstricken?! — Nein, nein, jetzt drohte keine Gefahr weiter, sein ehrlicher Name war gerettet!

Wie von diesem Gedanken aufgestachelt, erhob sich der Bankier und athmete wie von einem Druck befreit wieder auf. Noch war er nicht verloren, noch hatte sich alles günstig für ihn gestaltet und vielleicht fiel auch der Proceß schließlich zu seinen Gunsten aus, und es wurde ihm die Ableistung des Eides erspart! —

Am Abend pünktlich stellte sich der Bankier in der verabredeten Kneipe ein und fand Hedicke, der die erhaltenen fünfzig Mark zur abermaligen Verschönerung seiner Person benutzt zu haben schien, seiner bereits wartend vor. Wie er vorausgesagt, waren sie die einzigen Gäste, und der Kellner erachtete es auch nicht für nöthig, um ihretwillen im Lokal zu bleiben. Er verließ es, nachdem er das bestellte Bier gebracht hatte.

Böster reichte dem Burschen eine Brieftasche mit der vereinbarten Summe und empfing dafür den Schein, den er sorgfältig durchlas, prüfte und dann zu sich steckte. Dann trennten sich die beiden.

Als der Bankier nach Hause gekommen war, zündete er ein Licht an und verbrannte den verhängnißvollen Schein bis auf das letzte Stückchen.

„So, das wäre vorüber!" seufzte er tief auf. „Ich werde an dieser Last persönlich zu Grunde gehen, aber meine Ehre und die meiner Familie bleibt rein vor der Welt."

21.

Im Hause des Fabrikanten Hammers in Magdeburg herrschte ein frohbewegtes Leben. Frau Consul Gundlach war mit ihrem Gatten zu einem auf einige Wochen berechneten Besuch gekommen, und auf ihr lebhaftes Zureden hatte Alberta Schramm eingewilligt, sich einmal von ihrem Manne zu trennen und mit ihren beiden Kindern — dem erstgeborenen Töchterchen hatte sich bald ein Knabe zugesellt — für ein paar Tage als Gäste in das Haus ihres Onkels einzukehren. Clelia hing, da ihr das Glück, ein Kind zu besitzen, bis jetzt versagt worden war, mit großer Zärtlichkeit an den Kindern ihrer Cousine, und hatte den Eltern in jedem Briefe davon erzählt; man wollte sie ihnen die Kleinen gern zeigen, und Alberta hatte sich der liebevollsten Aufnahme zu erfreuen.

Der Zeitpunkt für den Besuch war auch sonst gut gewählt. Fabrikbesitzer Hammers fühlte jetzt wieder ganz sicheren Boden unter seinen Füßen. Die Verluste, durch die er bis an den Rand des Bankerotts gebracht worden, waren ausgeglichen, allen seinen Verpflichtungen hatte er bereits genügt, reichliche und lohnende Aufträge sicherten für Jahre hinaus ein ruhiges, gedeihliches Arbeiten, und es herrschte zwischen den Arbeitern und dem Arbeitgeber ein leidliches Einvernehmen.

Adolf Hammers trug den Kopf, den er einst so tief gebeugt hatte, wieder hoch und saß mit seinem silberweiß gewordenen Haar und blühendem Antlitz wie ein Patriarch im Kreise seiner Kinder und Verwandten. Auch seine Frau, deren braunes Haar ebenfalls Silberfäden durchzogen, sah gesund aus und hatte sogar eine Fülle bekommen, die ihr sehr gut stand; sie war auch heiter und guter Dinge und wie immer im glücklichsten Einvernehmen mit ihrem Gatten, trotzdem wollte die fein und scharf beobachtende Clelia bemerken, daß sich zuweilen ein leiser Schmerzenszug um ihren Mund legte und ihr braunes Auge einen wehmüthigen Ausdruck annahm, und daß dies zumeist geschah, wenn ihre Blicke auf ihrem Sohn geruht hatten.

Ferdinand war anscheinend ganz der Alte — einfach, herzlich, dienstbereit und unausgesetzt thätig, die eigentliche Seele des ganzen großen Fabrikunternehmens, der, dem der neue kräftige Aufschwung desselben vornehmlich zu danken war. Aber auch auf ihm schien ein Schatten zu liegen, den man, wenn er im angeregten Gespräch oder mitten in seiner Thätigkeit war, nicht gewahrte, der aber kam, sobald er sich in Ruhe befand, der zuweilen durch irgend ein Wort, irgend eine Bemerkung hervorgerufen werden konnte.

Es war am Tage nach der Ankunft der Gäste. Hammers, Vater und Sohn, waren sogleich nach dem Frühstück mit dem Consul nach Schönbeck gefahren, wo dieser für ein Exportgeschäft eine Bestellung machen wollte; Frau Hammers, Clelia und Alberta hatten sich mit den Kindern und deren Wärterin in den Park begeben, denn es war ein herrlicher Septembertag. Die Damen saßen plaudernd unter einem großen sogenannten Pilz aus weiß und roth gestreifter Leinwand auf Gartenstühlen, die Wärterin fuhr den kleinen Knaben in seinem Wagen spazieren, während das Töchterchen auf dem Schooß der zärtlichen Mutter Platz gesucht hatte.

„Mama, müde!" stammelte die Kleine nach einiger Zeit und schmiegte das Köpfchen fester an Albertas Brust.

Sofort stand diese auf, obwohl sie mit der Tante und der Cousine gerade in einer recht lebhaften Unterhaltung begriffen war, und sagte: „Clelias Schlafstunde ist gekommen" — die Kleine führte den Namen ihrer Pathin — „und auch für Willy ist es besser, er wird jetzt hingelegt."

Sie gab der Wärterin einen Wink.

„Aber mußt du denn selbst mitgehen?" fragte Frau Hammers. „Wenn die Wärterin nicht allein damit fertig werden kann, mag sie sich das Hausmädchen zu Hilfe nehmen."

„Nein, nein, liebe Tante," widersprach Alberta, „die Kinder sind es so gewöhnt, daß ich bei ihnen bin, wenn sie sich schlafen legen. Laßt euch nicht stören; in einer halben Stunde bin ich wieder da, dann können wir bis zur Rückkunft der Herren hier im Freien bleiben."

Mit leichten, elastischen Schritten enteilte sie, nachdem sie auch das kleine Mädchen in den Wagen gesetzt hatte.

Frau Hammers hatte eigentlich erwartet, ihre Tochter würde mit Alberta gehen, denn sie schien fast unzertrennlich von ihr und den Kindern, statt dessen lehnte sich Clelia in den Gartenstuhl zurück, ließ die Häkelarbeit, die sie in den Händen hielt, sinken und sagte: „Es ist mir ganz recht, daß Alberta uns jetzt, wo auch unsere Herren aus dem Wege sind, allein gelassen hat, liebe Mutter; ich möchte gern ganz vertraulich mit dir reden."

„Was hast du, mein Kind?" fragte Frau Hammers und ließ forschend und besorgt ihr Auge auf der Tochter ruhen, die in dem von der ersten Schneiderin angefertigtem Kleide aus feinstem resedafarbenem Wollenstoff und der leichten Spitzenbarbe auf dem wie mit Goldfunken bestreuten Haar sehr schön und elegant aussah, ihr aber doch schon zu denken gegeben hatte. Sie schien viel weicher als früher, nahm die rücksichtsvolle Zärtlichkeit ihres Gatten dankbarer und weniger kühl entgegen als früher, aber den Eindruck einer glücklichen Frau machte sie nicht.

Sollte sie der Mutter einen Einblick in ihr Innerstes gestatten wollen? Es wäre das erste Mal während ihrer Ehe gewesen.

Clelia mochte am Ton und Blick der Mutter wahrnehmen, was diese erwartete und beeilte sich, diese Voraussetzung zu zerstören, indem sie begann: „Liebste Mutter, es freut mich so sehr, daß ich die Fabrik wieder im alten Gange, euch von Neuem in Wohlstand und Glück sehe, daß der Vater sein liebes Haupt wieder hoch trägt, und die frühere Lebens- und Arbeitslust ihm aus den Augen schaut. Und auch du, liebe Mutter, hast dich sichtlich erholt."

„Gott sei Dank, ja, es ist, wie du sagst; nach düsteren Regentagen scheint uns wieder die Sonne."

„Aber nicht unumwölkt!" erwiderte Clelia. „Deine Heiterkeit ist getrübt, sobald du deine Blicke auf Ferdinand richtest, und auf meinem Bruder liegt es wie ein Druck."

„Das hast du schon bemerkt und bist doch erst seit gestern hier?" rief Frau Hammers erschrocken.

„Ich müßte euch weniger lieb haben, wenn mir das hätte entgehen können. Was quält dich und den Bruder, liebe Mutter? Kann ich euch nicht helfen?"

„Ich glaube nicht, Kind."

„Um Geld kann es sich nicht handeln, sonst —"

„Es ist nicht das Geld, was mir und Ferdinand Kummer verursacht. Clelia, kannst du es wirklich nicht errathen?"

Die junge Frau schaute die Mutter einen Augenblick betroffen an, dann rief sie: „Er denkt noch immer an Sophie Grower?"

„Er denkt nicht nur an sie, er ist fest versprochen mit ihr und wird nie von ihr lassen."

Clelia schüttelte verwundert den Kopf. „Diese Beharrlichkeit hätte ich ihm nicht zugetraut. Und Sophie?"

„Hängt mit unerschütterlicher Treue an ihm, und es ist doch recht traurig, daß den Beiden die besten Jahre über dem Warten vergehen müssen."

„Und worauf warten sie denn?"

Frau Hammers brach jetzt in Thränen aus. „Das frage ich mich auch, und die Antwort ist eine entsetzliche — auf den Tod des Vaters."

„Ist denn gar keine Aussicht vorhanden, daß der Vater seine Einwilligung geben könnte?"

„Ich fürchte, es ist keine vorhanden. Dein Bruder hat es versucht in guter wie in böser Weise, sie sind Beide schon mehrmals hart aneinander gerathen; es hat ebensowenig gefruchtet wie meine Bitten und meine Vorstellungen."

„Aber eigentlich kann es ihm der Vater ernstlich nicht verwehren," sagte Clelia nachdenklich. „Ferdinand ist großjährig und selbstständig, er ist der eigentliche Leiter der Fabrik."

„Gerade weil die Dinge so liegen, sind deinem armen Bruder die Hände gebunden! Ließe Ferdinand es auf ein ernstes Zerwürfniß mit dem Vater ankommen, trennte er sich von ihm, so bedeutete das einfach den Untergang der Fabrik. Weil er das weiß, muß er den Bruch vermeiden."

„Und diesen Erwägungen opfert der arme Ferdinand sein Lebensglück?"

„Was bleibt ihm anderes übrig?"

„Wie groß, wie edel von ihm!" rief Clelia in aufrichtiger Bewunderung.

„Ja, er übt eine große Selbstverleugnung," bestätigte die Mutter, „er thut Alles, was er nur kann, um den Vater in der glücklichen Selbsttäuschung zu erhalten, daß er es sei, der das Werk wieder auf seine jetzige Höhe gebracht habe; und dein Vater bleibt zum Dank dafür dabei, die Tochter des Grobschmieds Grower sei keine Partie für Ferdinand."

„Darin hat er ja nicht unrecht, indeß —"

(Fortsetzung folgt.)

Für die Küche.

Epigramm von Hühnern. Von zwei bis drei jungen fleischigen Hühnern löst man die Brüste und die Keulen aus; die Bruststückchen spickt man, nachdem man die Haut davon gelöst und dünstet sie nicht lange vor dem Anrichten mit etwas Butter und Fleischbrühe aus Liebig's Fleischextrakt gar. Die Keulen dagegen kocht man mit den Gerippen, Salz und Wurzelwerk ganz langsam weich, entfettet die durchgeseihte Brühe und macht sie mit einer Mehlschwitze dick, fügt ein Glas Weißwein hinzu, legirt die Sauce mit einigen Eidottern, läßt sie etwas verkühlen, taucht die Keulen hinein, läßt sie abtropfen, wendet sie in geriebenem Weißbrot, das man mit geriebenem Käse (Parmesan oder Schweizer) vermischt hat und backt sie in Schmelzbutter hellbraun Beim Anrichten füllt man in die Mitte der Schüssel ein Ragout von Kalbsspriesen, Ochsengaumen, Champignons, kleinen Klöschen, gießt die im Wasserbade wieder erwärmte Sauce darüber, legt die Hühnerbrüste und die gebackenen Keulen obenauf und garnirt den Rand mit Blätterteigstücken.

Münchner Fleischkrapfen. Reste von Braten- und Suppenfleisch wiege man mit Petersilienkraut, Zwiebel und Citronenschale fein zusammen. Mehrere alte Semmeln werden abgerieben, oben schneidet man dann die Oberseite ab, höhlt die Semmeln aus und füllt sie innen mit dem gewiegten Fleisch. Dann bindet man die Kappe mit Faden wieder darauf und legt die Semmeln in Milch, bis sie mäßig durchweicht sind. Alsdann werden sie in verrührtem Ei gewendet, mit Bröseln bestreut und in Schmalz lichtbraun herausgebacken.

Schinkenschnittchen. Die Reste von gekochtem Schinken wiegt man recht fein, rührt das Fleisch mit einigen Löffeln Jus aus Liebig's Fleischextrakt, einem Löffel voll geriebenem Käse, wenig Pfeffer, Sahne und fein gehackter Petersilie auf dem Feuer heiß, zerquirlt einige Eidotter mit der Farce, fügt das nöthige Reibbrod hinzu und streicht das Füllsel auf kleine bünne, in Milch geweichte Weißbrodschnittchen, wendet diese in Ei und Reibbrod und bäckt sie in Schmelzbutter hellbraun.

Hasen-Pie. Eine feuerfeste Schüssel mit fingerbreitem flachen Rand wird mit einfachem Blätterteig ausgelegt und mit einem Ragout gefüllt. Für einen Pie für vier Personen löst man den Ziemer eines abgehäuteten jungen Hasen vorsichtig vom Rücken, schneidet das Fleisch in fingerdicke, schräge Scheiben, bestreut dieselben mit Pfeffer, Salz und Muskatnuß, worauf man sie mit einigen kleingehackten Zwiebeln und etwas Petersilie nebst 5 Unzen Speck und einem Stückchen frischer Butter kurze Zeit dünstet. Aus dem von Sehnen und Häuten befreiten Fleisch der Keulen nebst 4 Unzen Kalbfleisch und 5 Unzen Speck bereitet man eine Farce, indem man Alles zusammen mit Citronenschale, Salz, Pfeffer, Muskatnuß und etwas Majoran im Mörser stößt und mit einem halben Glas Rothwein anfeuchtet. Dann wird die Pie-Schüssel mit dem Blätterteig ausgelegt und mit abwechselnden Schichten von Farce und Hasenstücken gefüllt. Auf die oberste Schicht legt man Speckscheiben und einen Deckel von Butterteig, den man rings auf dem Rande festdrückt, worauf man ihn mit Ei überstreicht und die Pastete 1½ Stunde braten läßt. Bevor man sie zu Tische giebt, nimmt man den Deckel ab, gießt etwas Madeira oder gute Bratensauce hinein, legt den Deckel wieder darauf und servirt die übrige Sauce nebenbei.

Gedämpftes Kraut. Zwei mittelgroße, feste Weißkohlköpfe werden in Viertel geschnitten und nachdem man die Strünke und dicken Rippen ausgeschnitten hat, fein gehobelt, dann mit kochendem Wasser gebrüht. Nach etwa 10 Minuten läßt man das Wasser ablaufen, thut das Kraut in eine Kasserolle, fügt etwas Essig, Wasser und ziemlich viel Schweine- oder Gänsefett, sowie das erforderliche Salz hinzu und läßt es eine Stunde dämpfen. Hierauf fügt man ein Glas Weißwein, einen Löffel voll Zucker und einen halben Theelöffel voll Liebig's Fleischextrakt, in ein wenig Wasser aufgelöst, dazu, läßt es eine zweite Stunde kochen und verrührt es mit einer Prise gestoßenen, weißen Pfeffer. Als außerordentlich wohlschmeckende Beigabe eignet sich dies Gemüse auch besonders zu Schweine-, Gänse-, Enten- oder Hasenbraten.

Ein neues Kartoffelgemüse. Man schneidet für je drei Personen 1 Pfund gutes Rindfleisch oder je ein halbes Pfund Rind- und Hammelfleisch in flache Scheiben, klopft sie, reibt sie mit Pfeffer, Salz und geriebenen Zwiebeln ein und zertheilt sie in kleine Stücke. Sodann schält man eine entsprechende Menge rohe Kartoffeln und schneidet auch diese in Scheiben. Hiernach putzt man etwas Suppengrün und Wurzelwerk sauber zurecht, legt dieses auf den Boden eines Kochtopfes recht breit, thut hierauf eine Schicht Fleischstücke, darauf eine solche von Kartoffeln, sodann wieder Fleisch u. s. w. Zuletzt gießt man reichlich kochendes Wasser auf, läßt 2—3 Stunden lang kochen und würzt vor dem Anrichten noch mit Salz nach.

Oliventunke zu Hammelbraten. Die Oliven werden geschält, zehn Minuten in Salzwasser gekocht und dann abgegossen. Nun rührt man eine braune Mehlschwitze mit Fleischbrühe an und gibt die Oliven hinein.